

(Nachdruck verboten).

## Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Es dunkelte jetzt stark. Immer noch eilten Gestalten ins Wirtshaus; unter den Spätkommenden waren auch Lorenz und seine Verlobte, die heute zum ersten und letztenmal Aufgebötenen.

Bäbbi sah verweint, aber doch strahlend aus; der Bursche weniger strahlend, mit einer gewissen gleichgültigen Energie gewappnet. Sie hatten heut einen schweren Stand gehabt, den ganzen Nachmittag hatten sie bei den alten Schneidersch um die Kammer neben dem Stall gebettelt; da sollte die junge Frau wohnen, wenn der Mann wieder über alle Berge war.

Noch schluckte Bäbbi an ihren Thränen, aber stolz erhobenen Hauptes ging sie an der Hand ihres Lorenz — wer konnte ihr jetzt etwas nachsagen?!

Zu der engen Thür stießen sie mit den Mifferts zusammen; etwas unsanft prallte Bittchen gegen die Braut. Sein Mund verzog sich, er zwinkerte püffig. „Selao, dat Lenzen Bäbbi! Ech dachten, et wär en Luftballon!“

Lucia sicherte.

Lorenz schnob ihn wütend an: „kehr vor Deiner Diehr! Du nor net e su, als ob dat Zeih allerweil uf em Extra-stiehlche gesäß hätt. Du Dau, Dau sollst et doch sälwer wissen. Schürzenhänder —“

„Still biste!“ Lucia legte ihm die Hand auf den Mund. „Net e su onmanierlich, mein Jong!“ Ihre weichen, wenig verarbeiteten Finger drückten fest und warm, jedes zornige Wort starb dem jungen Mann auf den Lippen.

„Reist for ongod,“ murmelte er. „Laos los, Zeih!“

„Ech gradelieren Der, Lorenz,“ sagte sie freundlich; und dann sich mit ihrem strahlenden Lächeln zu Bäbbi wendend, schüttelte sie der herzlich die Hand: „Ech gradelieren Der, Bäbb — Dau sollst glöcklich gäm!“

„Merci!“ Das Mädchen brachte den Mund nicht zusammen, die Gratulation machte ihr so viel Vergnügen. „Wir machen kein groß Hochzeit“, sagte sie dann wichtig, „en Stöcker fümnefzehn oder zwanzig, äwer wenn Dir forlief nehme wolkt, et soll ons freien!“

„Merci!“ Die Miffert knigte zierlich. „Met Verlöw, mir sein gären von der Pardi!“

Lorenz machte ein böses Gesicht — hatte der Bitter nicht auch einmal um sein Mädchen herumgeschmuppert? Die Bäbb hatte es ihm selber erzählt. Daß ihm das nicht eher eingefallen war! Wie lang wars her! Traue einer den Frauenzimmern! Er glaubte ein Blickwechseln zwischen den beiden zu bemerken. Zornig riß er Bäbbi mit sich fort: „Komm doch!“

Auch Peter sagte ungeduldig: „Komm!“ Keine war doch wie seine Zeih! Er hatte mit ihr fort mögen, dahin, wo kein anderer Mensch war; keiner sollte sie sehen, keiner sie lachen hören!

Als er mit ihr tanzte, preßte er sie, daß ihr der Atem verging.

Rund herum wirbelten die Paare. Immer rascher wurden die Tanzweisen, immer wilder schwenkten die Röcke, stampften die Schuh; die glattgeflochlenen Böpfe lösten sich, hier und da hingen einer schon die losen Haarsträhnen über den Rücken.

Immer fester packten die Männer zu. Die kleine Tina hatte auch einen Schatz gefunden, der stupsnäsige Laven hielt sie in den Pausen auf dem Schoß und ließ sie aus seinem Glase trinken.

Heute nachmittag erst hatte sich das angebandelt. Tina hatte in ihres Vaters Garten gestanden und den Hals geredt, als der Bursche vorüber kam. Ihre begehrlischen Augen zogen ihn an, er blieb stehen; die Arme auf den Zaun gestützt, sprach er zu ihr hinüber. Sie war im hellen Staat, Blumen hatte sie vor die Brust gesteckt.

Lange hatten sie miteinander geschwätzt, sie schnippisch, neugierig und verliebt, er im Tone eines Eroberers.

Nun war sie sein erklärter Schatz. Da konnten noch so

viele kommen und mit einem Krachfuß bitten: „Leih mer Dei Mensch!“ — nur er tanzte mit ihr. Er war galant und bestellte Wein, Bier und süßen Diqueur.

Sie trank alles untereinander; zuletzt mußte sie nicht mehr, was sie sprach, was sie that, sie saß unbeweglich und starrte mit glasigen Augen vor sich hin. Da führte er sie hinaus.

Das war kein Tanzen mehr, das war ein Rasen. Kein Takt, kein Schritt, kein Drehen mehr, nur ein wildes Durcheinanderhopsien. Lenzen Bäbb war mitten dazwischen; der Lorenz war schwer betrunken, er wirbelte sie herum, daß sie gegen alles anstießen, gegen Menschen, Bänke, gegen den Schenktisch — zuletzt kam er mit ihr zu Fall. Kein Mensch half ihr auf; man stolperte über sie weg. Jeder hatte mit sich zu thun, keiner stand mehr fest auf den Füßen.

Wer noch gehen konnte, stahl sich mit seinem Schatz zur Thür hinaus. Ein Paar nach dem anderen schlüch um die Regentonne an der Stallwand, hinein ins dunkle Heden-gäßchen.

Horch! Im Dorfe der erste Hahnenschrei! Er klingt wie eine Fanfare, wie ein Trompetenstoß zum Beginn neuer Lust. Der zweite Kirchestag bricht an.

### III.

Es ist früh am Morgen, die Sonne noch nicht aufgegangen, nur über den Bergen im Osten rötet sich schwach eine Wolkenlicht. Grau liegt das Thal; von Frühnebel die Wiesen überwogt, wie von wallendem Wasser. Die Hähne schreien sich heiser, Hunde schlagen an.

Ganz fern am Horizont blinkt noch ein Stern, ein schwaches Abbild früheren Glanzes. Drei Uhr.

So früh ist man sonst in Eifelschmitt nicht auf den Beinen; heut klappen alle Thüren, Weiber, notdürftig bekleidet mit Hemd und Unterrock, eilen hinaus in den grauen Morgen zum Brunnen. Feucht geht es nieder, als hätte es geregnet; die niedrigen Scheiben der Fenster sind dick angelauten.

Aus jedem Schornstein kräuselt schon Rauch und steigt mühsam durch die schwere Luft zum farblosen Himmel.

Mit finster durchfurchten Stirnen stehen die Frauen am Steinherd und kochen den Kaffee; untern hängenden Kessel schwehlt das feuchte Reifig, der Dampf beißt in die Augen, daß sie weinen. Die Küche ist kalt, das Herz schwer wie Blei.

Drunnen im Ehebett liegt noch der Mann und wälzt sich in den Federn; er kann gar nicht herausfinden, der Kopf ist ihm schwer vom letzten durchgezogenen Abend. Er stöhnt und flucht.

Wie Gespenster schleichen die Weiber herum, blaß, übernächtlich, hohlängig; die blühendste Wange ist heute bleich, der lachendste Mund schmerzlich verzogen. Langsam tappen die bei der Kirches müde getanzten Füße.

Der letzte Morgen!

Rasch, rasch, die Zeit vergeht! Noch haben sie weit zu wandern, und die Eisenbahn wartet nicht. Mit vor Hast ungeschickten Händen hilft die Frau dem Mann in die Kleider; Bärtlichkeiten werden nicht mehr getauscht, die haben sich erschöpft in den paar Tagen — und wozu auch? Er geht jetzt fort in die weite Welt, und sie bleibt sitzen im engen Thal — so ist's nun mal! Mit der gewöhnlichen Alltagsstumpfsheit nimmt man schon wieder sein Geschick auf sich.

Die kleinsten Kinder nur schlafen noch, die größeren bringen Gut und Stock und stecken dem „Pappa“ noch ein Brot und ein Stück altbackenen Kirchestuchen ins Bündel; sie wagen nicht zu sprechen, der Vater ist unwirsch, die Mutter haut beim geringsten Lärm zu.

Still, still! Als wäre ein Loter im Haus, so schleichen sie; winselnd schnuppert der Hund herum und drückt sich dem Herrn an die Füße. —

Zu der Kammer der jungen Schneiderschen Eheleute brannte noch das Lämpchen; es war so dunkel hier neben dem Stall, nicht Licht noch Luft kam durch das schmale Fensterchen.

Bäbbi wankte vom Herd zum Tisch, vom Tisch zum Bett, vom Bett zum Schrank; immer vergaß sie noch etwas. Naß und kahl engten die rohgetünchten Wände die dürstige Kammer ein, wirr glitt ihr Blick drüber hin, ein Grauen

sam sie an — und war's gestern nicht noch hier wie im Paradies?!

Sie war das rasche Abschiednehmen vom Ehemann noch nicht gewöhnt, vor zwei Tagen war erst die Hochzeit gewesen; schluchzend saß sie auf den Schenkel vor dem Tisch: „Wanneh kömme ich wider?!“

Lorenz saß ihr gegenüber, die Ellbogen aufgestemmt, und stierte in seinen dampfenden Kaffee Napf. „Kreisch net, Bättli“, sagte er endlich; aber es würgte ihm selber in der Kehle, seine Stimme war beklommen.

Sie sagten nichts mehr.

Die bunte Wanduhr in der Ecke tickte, der Zeiger rannte rasend schnell — schon zeigte er beinahe vier. Eine fahle Dämmerung schlich durch den düsteren Raum, Bättli pustete in das Lämpchen, daß es stinkend erlosch.

„Erweil gieh' ich“ sprach er und stand auf.

„Noch net!“ Sie hängte sich an ihn, von einer verzweifelten Angst erfaßt. „Dau has noch Zeit, bleiw.“ Krampfhaft packte sie seine Hand — „bleiw noch ebbes!“ Sie schrie laut auf: „Nor ein Minut!“

„Nä“ — er machte sich los — „de Aameren waarten!“

„Ach sieh' dich gewiß net wider — Jesses Mari und Josef — eh graulen, wann eh starwen moß!“

„Donnhaaten!“ Mit verzogenem Mund versuchte er zu lachen.

„Sal Dich gesund, on schreiw bal, hörste?! Adjes, Bättli!“ Er setzte sich den Hut auf und griff nach seinem Bündel, mit dem freien Arm zog er sie an sich. „Jesses, Bättli, kreisch net a su! Bättli, biste gädig?! Bättli, mei lew Bättli!“

Wüttende Küsse braunten auf seinem Mund, glühende Thränen flossen auf seine Wange, zitternde Arme hielten ihn unklammert; mit Gewalt machte er sich endlich los.

Ganz benommen taumelte er zur Thür — noch ein Blick zurück, noch ein Kopfnicken. Nun stolperte er über die Schwelle — nun war er fort.

Sich aufbäumend stand das junge Weib in der Kammer. Da, hoch! Noch einmal seine Stimme! Er nahm Abschied von Vater und Mutter. Jetzt eilende Tritte — jetzt nichts mehr!

Mit furchtbarem Schreien warf sie sich vor der Bettstatt auf die Knie und verbarg das Gesicht in dem noch warmen Kissen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Das Bühnenmärchen.

(Schauspielhaus.)

Die Urteile der Berliner Presse, soweit sie das Schauspielhaus betreffen, leiden an einer gewissen Ungerechtigkeit. Natürlich nicht in Bezug auf die Premieren, die wir am Gensdarmenmarkt mit Grausen erleben müssen, wohl aber in Bezug auf das gesamte Repertoire. Schließlich muß man doch eine Bühne nach ihrem Repertoire und nicht nur nach ihren „neuen“ Stücken einschätzen. Dann aber wird das Schauspielhaus im allgemeinen unterschätzt. Es ist noch sehr die Frage, ob seine Shakespeares, Hebbels, Schillers und Goethes-Aufführungen nicht literarisch alles aufwiegen, was zwischen Jahr und Tag an sämtlichen andern Bühnen an Novitäten geboten wird. Das Schauspielhaus könnte die Heimstätte des großen klassischen Stils sein und wird es vielleicht auch werden, wenn es mit dem Plan seine Wichtigkeit hat, nach dem es in eine klassische und eine Lustspielbühne zerfallen soll. Es wird dann vermutlich ein Zustand eintreten, wie ihn etwa Heine schildert, wenn er meint, daß die Tugend der Wälgermädchen durch die Laster der Halbwelt geschützt werde. Die literarische Halbwelt der Lustspielbühne wird die Einnahmen zusammenbringen, von denen der Luxus einer klassischen Bühne bestritten werden kann.

Die Aufführung des „Wintermärchens“ von Shakespeare hat uns nun freilich gezeigt, daß die Klassikervorstellungen des Schauspielhauses nicht immer so gut ausfallen, wie die unvergessenen Abende, an denen Judith, Herodes und Mariamme, Coriolan, Julius Cäsar, Wallenstein und Tasso gegeben wurden. Im „Wintermärchen“ ist die künstlerische Leitung einem Laster zum Opfer gefallen, das schließlich aus einem Vorzug stammt. Die glänzende Inszenierung der klassischen Dichtungen gehört zu den Vorzügen des Schauspielhauses. Im „Wintermärchen“ aber überwuchert der Vorzug des Dekorationsmeisters die auch nicht zu verachtenden Vorzüge Shakespeares in einer Weise, die den heftigsten Widerspruch heraufbesordert. In einzelnen Szenen wühlte man wirklich nicht, ob man einem Ausstattungsstück oder einer unverblichen Dichtung beimöhte. Die Vorstellung, die wir einst im „Schiller-Theater“ sahen, war besser, weil sie sich in den Grenzen der Einfachheit hielt, wobei freilich die Tugend aus der Not gekammt haben mag, wie im Schauspielhaus das Laster aus dem Reichtum stammte. Wir bedauern den Fehler umso mehr, als gerade das „Wintermärchen“ in unserer Zeit besuch-

teud wirken kann. Wir leben ja in den Tagen der Bühnenmärchen und wir unsevererits glauben, daß in dieser neuen „Richtung“ doch mehr als nur eine Mode steckt. Die Gründe für die Bühnen = Märchen liegen doch etwas tiefer, als die Gründe etwa für die neueste Jackettfaçon. Von der Sehnsucht nach dem historischen Drama wurde bereits früher an dieser Stelle gesprochen. Diese Sehnsucht ist aber nur der positive Ausdruck für den negativen Wunsch, den Naturalismus los zu werden. Mit dem historischen Drama aber ist es eine eigene Sache. Es ist keine leichte Aufgabe, einen Menschen von historischem Belang auf die Beine zu stellen und so hilft man sich mit dem Märchen, das ja auch eine Flucht vor dem Naturalismus ist. In dasselbe Gebiet gehören übrigens, heiläufig bemerkt, die symbolistischen Maskeraden, deren zeitgeschichtliche Bedeutung wir keineswegs verkennen, so sehr wir den Mitspielenden auch unsere Anerkennung versagen müssen. Vom „Wintermärchen“ könnten unsere modernen Autoren vor allem lernen, daß auch im Spiel der Phantasie ein realistischer menschlicher Kern stecken muß. Leontes und Hermione sind Menschen, die von grandioser Gestaltungs kraft zeugen, und ihr Schicksal ist nur darum keine Tragödie, weil es eben nicht tragisch, sondern märchenhaft phantastisch ausgeht. Im übrigen bewegt sich die Kunst, mit der es geschaffen und gestaltet ist, durchaus auf der Höhe der Tragödie. Gewisse moderne Dichter glauben, wenn sie „Märchen“ schreiben, von den Pflichten entbunden zu sein, die das strenge Drama dem Autor auferlegt. Ihre „Märchen“ stammen nicht aus innerem Reichtum, sondern aus innerer Armut. Weil sie das Leben nicht packen und bewältigen können, fliehen sie das Leben. Die blässen Schönen, die sie über die Bühne spulen lassen, geben sie dann für Märchengestalten aus. Es ist nun aber ein kindlicher Irrtum oder vielmehr ein noch schlimmerer (denn das Kind weiß es besser) als ob das Märchen des Lebens nicht bedürfe. Es braucht nicht nur die kräftigen Farben, die das Leben auch braucht, es braucht sie noch kräftiger und wärmer, da es uns an Wunder glauben lassen will. Man sehe sich nur einmal die Bilder von Böcklin an. Auch er malt ja Märchen, aber seine Fabelgestalten sprühen ein Leben aus, so hell und farbig, daß wir uns in der Wirklichkeit vergebens danach umsehen. Aristoteles meint, daß es eines und desselben Mannes Sache sei, eine Tragödie und eine Komödie zu schreiben. So kann auch nur ein Märchen dichten, wer auch die Welt in gewöhnlicher Sonnenbeleuchtung zu zwingen vermag. Das Märchen ist keine Zufluchtsstätte der Schwäche, sondern ein buntes Reich, in dem die Kraft sich in glücklicher Ungebundenheit ergeht. —

Auch diese Ungebundenheit ist nun freilich nicht ganz so ungebunden, wie manche zu glauben scheinen. Ein künstlerischer Organismus bildet sich wie ein natürlicher nach bestimmten Gesetzen und auch das Märchen macht hiervon keine Ausnahme. Es kann mit Himmel und Erde schalten und walten, wie es nur immer will, aber wir müssen an seine Wunder glauben und in dieser Notwendigkeit liegt die Grenze. Wie ein Dichter uns zum Glauben zwingt, sehen wir nirgends besser als im „Wintermärchen“. Die sätliche Verjöhnung zwischen Leontes und Hermione wird durch eine Reihe der wunderbarsten Ereignisse herbeigeführt, an der Verjöhnung selbst aber ist nichts Wunderbares. Shakespeare hat den Konflikt gleich so angelegt, daß wir vom ersten Augenblick an eine Auflösung erwarten müssen. Die Eifersucht des Leontes erwacht so jäh und steigert sich sofort zu einer so unheimlichen Höhe, daß ein Umschlag unbedingt eintreten muß. Hermiones Keuschheit ist blütenweiß gemalt, das Orakel spricht sie frei, das Volk glaubt an sie, ihr angeblicher Liebhaber ist der treueste Mann von der Welt: der Wahn des Königs konnte jäh entstehen, aber er muß auch ebenso jäh vergehen. Die Flammen der Leidenschaft konnten düsterrot und riesengroß emporstrahlen, aber sie müssen aus Mangel an Nahrung sterben. Die Gedanken schweifen hier von selbst zum „Othello“ hinüber. Wie anders ist es hier! Welch eine unverjöhnliche Quelle des Mistranses liegt schon in dem Umstand, daß Othello ein Negor ist. Im „Wintermärchen“ aber ist nichts, das für immer und ewig den Sinn des Königs vergiften könnte. Die Verjöhnung muß kommen und so sind wir auch nicht im geringsten beirrendet, als sie nun wirklich kommt. Die vielen wunderbaren Zufälle, durch die sie schließlich herbeigeführt wird, sind einer vernunftgemäßen Psychologie untergeordnet und sind somit selbst in Psychologie aufgelöst. Wir glauben an die fremdlichen Götter, die in die Handlung eingreifen, nicht nur weil wir sie menschlich wünschen, sondern weil wir sie menschlich wünschen müssen. Dies ist es vor allem, das Herr Balda in seinen Fabelreisen nicht begreift. Daher sind seine Märchen auch nichts als — unmöglich. —

Erich Schallier.

## Kleines Feuilleton.

gk. Die Urheimat der Germanen. Die soeben erschienenen „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum“ veröffentlichen einen bemerkenswerten Aufsatz von Prof. August Hedingen, der sich mit den neuesten Forschungen über die immer noch strittige Frage nach der Urheimat der Germanen beschäftigt. Bis vor kurzem glaubte man noch, daß die Germanen ursprünglich an den Ufern des schwarzen und Aspiischen Meeres geühen haben. Diese Annahme stützte sich vor allem auf die Richtung der Flüge der Völkerverwande-

rung, besonders Theodorichs Zug mit den Goten von Konstantinopel über den Balkan nach Istrien, Tirol und Süddeutschland. Aber diese historische Thatsache ist für die Urheimat der Germanen nicht beweiskräftig genug. Hedinger sucht nachzuweisen, daß die Ablösung der Germanen von den Ariern erst spät erfolgt sein kann, daß die Entwicklung der germanischen Sprach-Einheit aus der arischen an einem Punkt vor sich gegangen sein muß, der aber weder das Schwarze Meer, noch die Donau gewesen sein kann. Wie aus dem gemein-germanischen Vortrage hervorgeht, kannten die Germanen schon in ihrer Urheimat Birle, Buche, Eiche, Eßhorn, Fichte, Ulme und Weide, sie kannten Tiere, die nur in Wäldern heimisch sind, wie Elen, Hirsch, Reh, Fuchs. Die Liebe zum Wald ist den Germanen eingewurzelt von Anfang an. In Südrussland aber gab es weit und breit nur baumlose Steppen. Auch andere im Wasser lebende Tiere, die den Germanen schon damals bekannt waren, wie Kal, Lachs und Walfisch kamen im Schwarzen Meer nicht vor. Die Wölfe, das Reh, Elen, Luchs fehlten im sibirischen Gebiet. An einem Meere muß die Urheimat der Germanen freilich gewesen sein, darauf weist der gemein-germanische Name für Walfisch, Seehund, Hammer, und Meer hin; für das letztere existierten sogar mehrere Ausdrücke, ein Beweis für die große Rolle, die das Meer im Leben der Urgermanen spielte. Dieses Meer aber kam nur die Ostsee gewesen sein. Die Nordsee ist ausgeschlossen, denn in den angrenzenden Gebieten kommt die Fichte, die das arische Urvolk kannte, wildwachsend nicht vor. Aber auch nicht in den deutschen Gebieten ist die Urheimat der Arier zu suchen; es weist vielmehr alles darauf hin, daß die Bevölkerung Südsandinaviens älter ist als die der deutschen Ostseeländer. Nach zahlreichen historischen Zeugnissen sind nicht nur die Goten, auch die Gepiden, Heruler, Dänen, Franken u. a. aus Skandinavien gekommen. Die in Deutschland angefindenen Kelten wurden durch die Germanen des Nordens verdrängt, denn alle Stellungen zeigen zunächst südliche Richtung. Daß aber die prähistorischen Bewohner Skandinaviens Arier waren, geht aus einer Vergleichung der heutigen Schädelform mit den aufgefundenen prähistorischen hervor. Man kann den Typus der heutigen Schweden als den eigentlich arischen Typus ansehen; genau derselbe Typus ist aber auch in dem prähistorischen Material nachzuweisen, das man besonders in neuerer Zeit in Skandinavien gefunden hat. Die am meisten hervortretenden Kennzeichen der Arier: die Dolichocephalie (Langköpfigkeit) und die helle Komplexion treten bei neun Zehnteln der prähistorischen Bevölkerung Schwedens auf, während nur ein Zehntel der brachycephalen, lappischen Rasse angehörte, deren Heimat in die asiatische Hochebene zu verlegen ist. Derselbe Typus findet sich in ganz Skandinavien von der jüngeren Steinzeit an durch die Bronze- und Eisenzeit hindurch. Bei den alten Schädeln verhielt sich die Länge wie 1000:731, bei den heutigen wie 1000:771. Auch die helle Komplexion war in Skandinavien am häufigsten. Wenn man nun annehmen muß, wie aus den Gräberfunden hervorgeht, daß die Einwanderung der Bevölkerung in der jüngeren Steinzeit vor sich gegangen ist, so steht doch nach Hedinger andererseits fest, daß diese Bevölkerung noch nicht als Germanen eingewandert sein kann, da die Trennung der germanischen Grundsprache von der arischen erst später hier erfolgte. Im 13. Jahrhundert ist z. B. noch zwischen dem Isländischen und Norwegischen kein großer Unterschied. Da nun die Steinzeit in Dänemark und Südsandinavien als direkte Fortsetzung der paläolithischen Periode in West- und Mitteleuropa erscheint, so folgt von selbst, daß die Vorfahren der späteren Arier in den west- und mitteleuropäischen Ländern zu suchen sind. Hier findet man auch wirklich schon die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform, die aus den dortigen klimatischen Verhältnissen der Glazialzeit zu erklären sind. Hier beruhte die Kultur auf dem Ren. Mit diesem zog auch der Mensch nach Norden, wo das Aussterben des Neus das Ende der paläolithischen Kultur herbeiführte. —

— **Koffa-Kaffee.** Der amerikanische Konsul in Aden behandelt in seinem letzten Bericht eine Frage, die schon sehr oft aufgeworfen wurde, nämlich, ob die europäischen und amerikanischen Märkte thatsächlich jemals echten Koffa-Kaffee erhalten, oder aber, ob das Produkt, das unter diesem Namen verkauft und teuer bezahlt wird, irgendwo anders gewachsen und nur in Mokka zusammengebracht worden ist. Der Konsul sagt, daß diese Annahme vollkommen falsch ist, denn die Bücher seines eigenen Konsulates in Aden und die der Konsularagentur in Hodeida zeigen, daß über fünf Millionen Pfund Koffa-Kaffee allein im letzten Jahre von diesen beiden Plätzen nach den Vereinigten Staaten geschickt wurden, von den Quantitäten, die nach Europa gingen, gar nicht zu sprechen. Es wird behauptet, daß dieser Kaffee, obwohl er thatsächlich von arabischen Häfen aus verschifft wird, doch anderswo gewachsen und lediglich nach Aden transportiert ist, um als Mokka wieder ausgeführt zu werden. Diese Annahme ist ebenso falsch, wie aus einer Feststellung der englischen Behörden in Aden hervorgeht. Es ist wahr, daß erhebliche Mengen von Kaffee von Java, Singapore und anderen Plätzen in Aden gelandet werden, aber diese Sendungen werden in besonderen Warenhäusern in Maala, die unter behördlicher Kontrolle stehen, untergebracht. Wenn die Eigentümer dieses importierten Kaffees denselben weiter zu verschicken wünschen, so wird ihnen ein Beamter beigegeben, in dessen Begleitung und unter dessen Aufsicht sie die gewünschten Mengen aus dem Warenhause holen und verschiffen können. Ohne Beamte hat keiner der Kaufleute, die Waren in diesem Depot lagern lassen, das Recht, dasselbe zu betreten. So ist — theoretisch wenigstens — die Einfuhr

der minderwertigen Bohnen unmöglich gemacht. Der Konsul fügt hinzu, daß aus den Zolldeklarationen ersichtlich ist, daß diese fremden Kaffees fast alle wieder exportiert werden und nach Aden nur zum Zwecke der Umladung gebracht werden. Die Nachschlagsregeln, die man in Türekisch-Arabien getroffen habe, um das Vermischen von Kaffee unmöglich zu machen, seien außerordentlich scharf. Diese Zurecht ist trotz alledem nur bedingt berechtigt, denn wenn die scharfen Vorschriften in Mokka, Aden und Harrar vielleicht die Vermischung der echten Bohnen mit minderwertigen Sorten zu hindern soweit im Stande sind, daß der europäische oder amerikanische Importeur ziemlich sicher sein kann, reinen Mokka zu kaufen, so ist damit doch noch lange nicht gesagt, daß der Konsument nun auch immer diesen reinen Kaffee erhält. Es ist längst bekannt, daß die Mokka-Bohnen in Europa und Amerika nachträglich häufig mit minderwertigem Kaffee vermischt werden. Uebrigens ist auch der reine echte Mokka-Kaffee für den üblichen Preis wohl kaum zu liefern. Es werden jährlich etwa 7 1/2 Millionen Metercentner Kaffee verbraucht, und die Gesamtproduktion des arabischen Kaffees soll noch nicht 50 000 Metercentner betragen. Von dieser Produktion aber geht das meiste nach Konstantinopel, sodas für Europa und Amerika recht wenig übrig bleibt. —

**Litterarisches.**

„Die junge Welt“. Komödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind. Man könnte mitunter auf den Gedanken kommen, daß gerade die schwächsten Talente sich am Theater zusammenfinden. Vergleicht man den Premierendurchschnitt unserer besten Bühnen mit den Durchschnittserzeugnissen auch nur der Presse zweiten Ranges, ergibt sich zu Gunsten der Presse ein beträchtliches Plus. Trotzdem ist die Annahme, die wir im ersten Satz aussprechen, ein Irrtum. Fast jedes Talent, das irgendwie dramatisches Können in sich fühlt, bewirbt sich heute um die Bühne. Daß dabei so erschreckend minderwertige Leistungen herauskommen, selbst wenn ein allgemeines poetisches Talent vorhanden ist, ist in der Eigenart des Dramas begründet. Das Drama ist die höchste Kunstform, es stellt mithin die höchsten Forderungen und so muß folgerichtig ein mittleres Talent im Drama mehr schuldig bleiben, als etwa in der Novelle. Wolzogen und Bahr können sehr wohl ein humoristisches Gedicht oder ein charmantes Feuilleton schreiben, aber sie schreiben fast regelmäßig schlechte Stücke. Das Drama verlangt einen Sinn für Lokalität, den nur wenige besitzen. Es verlangt ferner gebieterisch, daß die jeweilige Situation erfasst und erschöpft wird. Es giebt hier keine Abwege in interessante Betrachtungen und poetische Schilderungen hinein. Es giebt nur den graden Weg der psychologischen Entwicklung; es giebt nur oder doch fast nur die Reize der Charakteristik. Wer dem nicht gerecht zu werden vermag, leidet unerbittlich Schiffbruch. Jede Verzerrung wird durch die Bühnenlampen grell beleuchtet, und eben weil sie uns durch den ganzen Apparat des Theaters zum Bewußtsein gebracht wird, wirkt sie so entsetzlich peinlich. Wir sind also der Meinung, daß minderwertige Premierer mit einem gewissen allgemeinen Talent sehr wohl vereinbar sind. Es ist die strenge dramatische Kunst, die sich an dem rächt, der ihr nicht ganz gewachsen ist.

Aus den Gründen, die wir eben entwickelt haben, gehören wir auch nicht zu den Leuten, die in den Theaterarchiven ungeahnte Schätze vermuten. Wer die Seltenheit des wirklichen dramatischen Talents kennt, wird diesen romantischen Köhlerglauben nicht leicht teilen. Immerhin aber sind unsere Direktoren keineswegs über den Verdacht erhaben, die dramatische Litteratur nicht zu kennen, und so empfiehlt es sich für die Kritik allerdings, auch die dramatische Bühnenslitteratur aufmerksam zu beachten.

In Frank Wedekinds „Junge Welt“ fanden wir nun leider bestätigt, was wir in der Einleitung ausführten. Wedekind ist ein amüsanter Schriftsteller, dem man im „Simplicissimus“ sehr gern begegnet. Seine Komödie aber ist ein unfertiges, unreifes, verworrenes und verwirrendes Etwas. Einige junge Mädchen haben im Pensionat gelobt, für die Befreiung des Weibes zu arbeiten und nicht zu heiraten. Schließlich heiraten sie natürlich doch und noch dazu eine ganz merkwürdige Kollektion von Männern. Ein Professor vertritt die brave Mittelmäßigkeit — und da Wedekind nicht satirisch sein kann, ohne daß er zugleich absurd wird, vertritt er sie natürlich so konsequent, daß er seiner Frau verbietet, jemals über etwas nachzudenken. Gelesen wird im Hause nicht. Dafür badet und schwimmt man, um sich jung zu erhalten. Von ähnlicher oder vielmehr von noch geringerer Lebenswahrheit sind auch die übrigen Charaktere des Stückes. Besonders ein sogenannter „moderner“ Dichter, der geradezu an Gehirnjähwund leidet, ist eine entsetzlich abschreckende Skarlatur. Vielleicht wollte Wedekind die unklare, wilde Gedankenwelt schildern, in der sich die moderne Jugend herumtreibt, um dann schließlich doch in irgend einer bürgerlichen Stellung unterzukriechen. Das wäre an sich kein unehrliches Motiv; aber Wedekind gehört leider selbst zu dieser Jugend. Seine Komödie zeigt ihre ganze Aneidung und Ohnmacht, und so ist die Unklarheit zwar wiederholt, nicht aber persifliert worden. — E. S.

**Gesundheitspflege.**

— **Alte Hitze** sind ein sehr weit verbreitetes Uebel; manche Menschen können sich dieselben kaum im Vette erwärmen. Sie sind ein Zeichen von Blutmangel in diesen vom Herzen entferntesten Körperteilen und von einer schwachen Unterzirkulation, zwar an und für sich nicht gerade gefährlich, aber geeignet, zu ganz gefähr-

lichen Krankheiten die Ursache zu werden. Das Beste ist freilich Verhütung derselben schon im Voraus, dadurch, daß man diesen Gliedmaßen auch die gehörige Berücksichtigung zu teil werden läßt. Das erste ist Verhütung von zu engem Schuhwerk. Es ist zwar allgemein bekannt und eigentlich selbstverständlich, daß Einpressung die Blutcirculation benimmt, doch richtet man sich in Wirklichkeit wohl nach keinem Grundsatz so wenig wie nach diesem. Dann ist nötig die erforderliche trockene Warmhaltung der Füße. Die Neigung zu kalten Füßen, die bei vielen jungen Personen vorhanden ist, zeigt sich im unangenehmen Gefühl des Kaktens, das sich beim Gehen einstellt, eher als bei anderen Personen. Jetzt ist die richtige Zeit der Vorbeugung. Die letztere kann noch auf dem einfachsten und natürlichsten Wege geschehen, nämlich durch Nütigung des Blutzuflusses nach diesen Teilen. Dies geschieht durch Bewegung. Man dreht den Fuß kreisförmig im Knochengelenk nach beiden Seiten, man steht auf den Zehen, man macht auf diesen methodische Trittbewegungen und geht spazieren. Weitere natürliche Mittel sind kurzes kaltes oder erst warmes und darauf kaltes Fußbad mit folgendem trockenen Frosttieren vor dem Schlafengehen. Wenn man hiermit zeitig genug beginnt, so kann bei diesem natürlichen Verfahren, das nie nachteilig werden kann, der Erfolg nie ausbleiben.

**Meteorologisches.**

— Der Winter am Eigergletscher. Der Inspektor der Jungfrauabahn, Wrubel, schildert in einem Buche „Ein Winter in der Gletscherwelt“ den vorigen Winter, den er mit den Arbeitern in der Höhe des Eigergletschers (2360 Meter) verbracht hat. Die „Tägliche Rundschau“ teilt daraus u. a. folgende Stelle mit: „Die Bewohner des Eigergletschers genießen den Sonnenaufgang im Winter erst gegen 11 1/2 Uhr, da sie sich in einer Mulde befinden und das Eigermassiv gegen Osten eine Wand bildet; aber wenn erst ihre kleine Kolonie im Lichtkreise liegt, dann steigt die Temperatur auch außerordentlich rasch. Oft können sie mitten im Winter auf dem leuchtenden Schnee zu Mittag speisen und ihren Kaffee auf der Veranda trinken. Auf der Südseite ihres Hauses zeigt das Thermometer dann nicht selten + 40 Grad Celsius in direkter Sonnenstrahlung, während sie auf der Nordseite des gleichen Gebäudes im Schatten zu derselben Zeit — 15 Grad Celsius ablesen. Wenn sie also von der einen Seite zur anderen gehen, müssen sie unter Umständen einen Temperaturunterschied von 60 Grad Celsius überwinden. Der Gletscher ist für die Ingenieure der Zurichbahn und ihre Arbeiter ein ganz zuverlässiger Wetterprophet. Wenn die Eisklöbe in verschiedenen Abstufungen blau leuchten, dann können sie mit Sicherheit auf „anhaltend schönes Wetter“ rechnen. Verwandelt sich aber die Farbe in helles, mattes Grün, dann wissen sie, daß starker Schneefall (im Sommer Regen) bevorsteht. Eintöniges Weiß der Gletscher dagegen kündigt anhaltenden Nebel an, und wenn sich von Süden her über das Jungfrauoch eine feine weiße Wolke legt und wie ein Schleier auf der Nordseite des Jochs an Firn und Gletscher langsam herunterzieht, dann wissen sie, daß ihr schlimmster Feind im Hochgebirge, der Föhn, im Anzuge ist. Und wenn er über sie mit seiner furchtbaren Gewalt hinwegbraust, dann ist es ihnen, als zöge das wilde Heer der deutschen Sage mit lärmendem Wutgeschrei vorüber. Das Haus erzittert in seinen Grundfesten, als sollte es im nächsten Augenblick in die Tiefe hinabgeschleudert werden. In den Fenstern rüttelt der Sturm mit einer Macht, daß manche Scheibe in Trümmer geht. Durch alle Ritzen der Doppelfenster pfeift der Wind und treibt feinen Schneefaub ins Zimmer. Trotzdem die elektrischen Heizapparate in Funktion sind, ist die Temperatur nicht über + 7 Grad Celsius zu bringen. Bei diesem Prausen und Tosen des Föhns müssen alle Feuer und Lichter gelöscht werden, mit Ausnahme der elektrischen. Aber gerade der elektrische Strom erzeugt nun ein prächtiges Schauspiel. Der Sturm bringt die drei Drähte der Starkstromleitung in schwingende Bewegung, oft peitscht er sie gegen einander; wo sich aber zwei Drähte berühren, wird ein kurzschluß erzeugt und in demselben Augenblick springt ein Blitz zum Himmel hinauf. Wahrhaftig, es ist ein geradezu unbeschreiblich schöner Anblick: die vielen Hunderte von Blitzen, die unter dem Geheul des entfesselten Föhns aus dem Nebelmeer zum klaren Sternhimmel emporzuden.“

**Technisches.**

— Prektorfür Lokomotivfeuerung in Kanada. In Stralsford, Grafschaft Perth, in der kanadischen Provinz Ontario, wird nach Scientific American aus einem über 16 000 Hektar großen und 0,3 bis 6 Meter mächtigen Torfmoore Torf gewonnen, der, gepreßt, mit Erfolg zur Lokomotivheizung und zu anderen industriellen Zwecken verwendet wird. Der gestochene Torf wird an der Luft getrocknet, mechanisch zerrissen, in ein Stahlrohr von 51 Millimeter Weite und 33 Centimeter Länge gebracht und darin zu 72 Millimeter langen Torfclindern gepreßt, die fast die Festigkeit von Anthracitkohlen haben. Der Kubikmeter dieses Prektorfes wiegt 1315 Kilogramm. Frei von Schwefel und Schlacken gebenden Mineralien, verbrennt der Torf ohne Rauch, Ruß, Staub- und Schlackenentwicklung mit langer, heller Flamme und starker Hitze. 100 Kilogramm Prektorf haben den gleichen Heizwert wie rund 95 Kilogramm Steinkohle. Die Provinz Ontario hat rund 40 500 Hektar Torfmoore, die vorzugsweise in den Grafschaften Perth, Welland und Essex liegen. Da die bisherige Holzverwendung auf die

Dauer nicht durchzuführen ist, die Kohlen aber teuer — 25,50 M. für 1000 Kilogramm — sind, so verpricht die Ausbeutung der Torflager von großer wirtschaftlicher Bedeutung zu werden, zumal die Torffabrikations-Gesellschaft hofft, die Lome Torf bei vollem Betriebe zu 2,55 M. liefern zu können. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Opferwillig. Serenissimus: „Sagen Sie, Marschall, wie viel soll die neue Flotte eigentlich kosten?“ — Marschall: „Acht-hundert Millionen.“ — Ser: „So, so, wie viel bekommt denn davon mein Ländchen zu tragen?“ — Marschall: „Benigstens hunderttausend Mark, die durch neue Steuern aufgebracht werden müssen.“ — Ser: „Da werden die Leute gewiß wieder murren.“ — Marschall: „O, keineswegs, Hoheit, das Volk ist ja so opferwillig, es spart sich die Bissen vom Munde ab, wenn es sich um einen patriotischen Zweck handelt.“ — Ser: „Bravo, das höre ich gern. Uebrigens, wenn das Volk so opferwillig ist, könnte ich mir ja bei dieser Gelegenheit gleich meine Civilliste erhöhen lassen!“ — Ein feines Präjent: „Du, Ede, was hast Du denn zu Weihnachten jekriegt?“ — „ne Schmirbartbinde.“ — „Du hast ja aber gar keinen Bart.“ — „Ja, sie is ooch kaput.“ — — Kate mal. Frau: „Sieh mal, was ich da für eine wundervolle Stiderei gekauft habe; und wirklich auffallend billig.“ — Gatte: „Sehr nett! in der That reizend! was hast Du denn dafür gezahlt?“ — Frau: „Kate mal.“ — Gatte: „Ich denke, so — sechs Mark?“ — Frau: „Da sieht man, daß Du gar nichts davon verstehst. Das ist doch keine Maschinenarbeit! alles mit der Hand gestickt, und so sanfter und geschmackvoll; und dann bedenke doch auch die Größe; wirklich, Du verstehst gar nichts davon.“ — Gatte: „Also sagen wir; zwölf Mark.“ — Frau: „Fünfzehn Mark ist die Stiderei wert; gehe mir mal in ein Geschäft und erkundige Dich. Ich natürlich lenne die Quallen und habe weniger dafür bezahlt.“ — Gatte: „Also wieviel denn eigentlich?“ — Frau: „Sechs Mark.“ — („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Die „Neue Freie Volksbühne“ bringt am 14. Januar nachmittags im Thalia-Theater das Lustspiel „Freud und Frey“ von Gerlmann und Chatrian zur Aufführung. — Im Berliner Theater soll allmonatlich eine Sondervorstellung von Stücken von literarischer Bedeutung veranstaltet werden, gegen deren Aufnahme in das regelmäßige Repertoire Bedenken obwalten können. Zunächst sind in Aussicht genommen: „Libussa“ von Grillparzer, „Amphitryon“ von Molière, „Ueber unsere Kraft“ von Björnson. — „Gevatter Tod“, ein Märchen von der Menschheit von Eberhard König, das im Berliner Schauspielhaus zur Aufführung gelangt, ist bei S. Fischer, Berlin, als Buch erschienen. — Eine „Berliner Stadtoper“ soll nach dem „M. F.“ im Entstehen sein. Ihr Programm wäre, vornehmlich Werke lebender Komponisten zur Aufführung zu bringen. — Im Salon Cassirer wird eine Sammlung von Werken der englischen Malerei des 18. Jahrhunderts ausgestellt. Sie enthält Werke aller Hauptmeister, vor allem vierzig Landschaften von Constable, ferner Werke von Gainsborough, Bonington, Reynolds, Beechey, Hoppner, Jodson, Lawrence, Lee, Morland, Macdunn und Romney, darunter einige berühmte Hauptwerke. — Im Breslauer „Lobe-Theater“ erzielte Karl Hauptmanns Schauspiel „Ephraim & Breite“ bei der ersten Aufführung einen starken Erfolg. — Vom Kultusministerium wurde ein Preisausschreiben von 3000, 2000 und 1000 Mark für eine materielle Ausschmückung des Sitzungs-saales in dem Rathause zu St. Johann a. d. Saar erlassen. — Eine neue Operette „Adwiga“ von Rudolf Dellinger gelangt im Februar im „Theater an der Wien“ zur Aufführung. — Von dem russischen Komponisten Rimski-Korsakow wird demnächst eine neue Oper „Die Zarenbraut“ am Petersburger Marien-Theater aufgeführt. — Eine Gesamtausgabe von August Strindbergs Schriften erscheint in autorisierter deutscher Uebersetzung von Emil Schering. Die Ausgabe ist auf sechs Bände berechnet. Eine dreibändige Arbeit über den Dichter aus der Feder des Uebersetzers wird gleichzeitig vorbereitet. — Der Botaniker Walter Göze ist auf einer Forschungsreise in Deutsch-Ostafrika dem Schwarzwasser-Fieber erlegen. — In Guadalaajara (Mexiko) hat sich auf einem wegen seiner Schwefelquellen berühmten Hügel plötzlich unter starken Detonationen ein See von schwefeligem saurem Wasser gebildet, der einen Umfang von einem Kilometer und eine Tiefe von 12 Metern besitzt. —